

(Nachdruck verboten.)

81]

Das Gemeindegeld.

Erzählung v. Marie v. Ebner-Eschenbach.

Er wurde von der Pförtnerin in dasselbe Zimmer geführt, in dem er als kleiner Junge so unbergliche Stunden der peinlichsten Erwartung durchlebt hatte.

Nichts verändert in dem traurigen Raume, jeder Sessel an der alten Stelle, an der Mauer derselbe feuchte Fleck. Nur die Aussicht aus den vergitterten Fenstern bot heute ein freundliches Bild, denn die damals halb entblätterten Obstbäume prangten jetzt im Frühlingschmuck weißer und rosiger Blüten. Am Ende des Rasenplatzes, vor dem bis an die Gartenmauer reichenden Seitenflügel des Hauses, trieb sich eine lustige Gesellschaft von kleinen Klosterjünglingen herum. Sie unterbrachen oft ihre Spiele und rannten im Wettlauf auf die Novize zu, der die Aufsicht über sie anvertraut war. Und was hatte diese nun zu tun, um sich der Dieblosungen des anstürmenden Schwarms zu erwehren! Und wie gütig tat sie's und wie ernst; wie verstand sie, die Wildfänge zu bändigen und die Schüchternen aufzumuntern, Tadel und Lob zu verteilen, Zärtlichkeit zu spenden und Strenge walten zu lassen nach Verdienst und Gebühr! Babels Augen hingen umberwandt an ihrer holden, gertenschlanken Gestalt. Ihre Blicke genau zu unterscheiden vermochte er nicht; doch bildete er sich ein, das Wesen des jungen Mädchens mahne an das Miladas. So — ungefähr so mochte sie jetzt aussehen, seine Milada . . . nur nicht so groß konnte sie geworden sein; das schien ihm unmöglich; unmöglich auch, daß sie jetzt schon das Kleid der Nonnen trage.

Ein Glodenzzeichen erscholl; die Novize nahm das kleinste Mädchen auf den Arm; die anderen liefen vor ihr oder neben ihr her — einen Augenblick, und alle verschwanden im Hause.

Babel trat vom Fenster zurück. Er war durch die Worte des Fräuleins Afra auf ein langes Warten vorbereitet gewesen und nun sehr überrascht, als sich schon nach wenigen Minuten die Tür in ihren Angeln drehte. Auf der Schwelle erschien, in gewohnter edler Ruhe, unberändert durch die an ihr hingegangenen Jahre, die Oberin. Sie führte ein junges Mädchen an der Hand, ein hohes, schlankes, dasselbe, dessen stilles Walten Babel gesehen, dasselbe, das ihn an seine Schwester gemahnt hatte — Milada im Novizenkleide.

Er starrte sie an in grenzenlos wonnigem, grenzenlos wehmütigem Staunen; über ihre Rippen kam bei seinem Anblick ein Ausruf des Entzückens; die Blässe ihres zarten Gesichtes wurde noch durchsichtiger, noch farbloser.

„Babel, lieber, lieber Babel!“ sprach sie; aber sie riß sich nicht los von der führenden Hand; sie stand still und sah ihn mit großen glückstrahlenden Augen an.

Auch er stand still. Mächtiger als der Wunsch, auf sie zuzustürzen und sie an seine Brust zu ziehen, war die ehrerbietige Scheu, die ihn ergriffen hatte und gebannt hielt und ihm die geliebte Ersehnte, die Nahe — unnahbar machte.

Bekommen schwieg er; in seinem Kopf jagten sich die Gedanken: diese junge Heilige, war das seine Schwester? . . . Durfte er sie noch so nennen? — War sie's, die er tausendmal in seinen Armen gehalten, geküßt, gehehrt hatte — manchmal auch geschlagen? — War sie's, deren Geschrei „Hunger, Publick, Hunger!“ ihn zum Diebstahl verleitet hatte, wie oft, wie oft! — War sie's, deren Füßchen er verbunden, wenn sie sich wund gelaufen bei den Wanderungen von Ort zu Ort, hinter dem Vater und der Mutter her? . . . War sie's? —

Die Oberin weidete sich an der Überraschung der Geschwister. „Nun,“ sagte sie, sich freundlich zu Milada wendend, „wer hat denn einst in kindischem Vorwitz gesagt: „ich sehe Dich nie mehr; sie werden mir nie mehr erlauben, Dich zu sehen?“ . . . Und jetzt ist er da, Dein Bruder. Begrüßt Euch, gebt Euch die Hände.“

Die Aufforderung mußte wiederholt werden, bevor Babel und Milada ihr nachzukommen wagten, und dann, als Babel die Hand seiner Schwester in der seinen hielt, beängstigte ihn ihr Glücken und das Zagen der Pulse, die an seine Finger klopfen. In seiner derben Rechten lag eine kleine schmale

Hand, aber nicht die weiche Hand einer Müßiggängerin, sondern eine mit der Arbeit vertraute. So hatte man die zarte Pilgerin auf dem Wege zum Himmel nicht enthoben von der gemeinen Mühsal der Erde. . . .

Ein, als der Lehrer es zu ihm gesprochen, halb verstandenes Wort tauchte im Gedächtnis Babels auf: „Wie lange kann eine an beiden Enden angezündete Kerze brennen!“ Sein Herz schnürte sich zusammen, er erhob die Augen von der Hand Miladas zu ihrem Angesicht: „Eine Nonne, also eine Nonne —“ sagte er.

Die Oberin erwiderte: „Noch nicht; über ein kleines jedoch wird sie zu denen gehören, die mit unserem göttlichen Erlöser sprechen: Wer ist meine Mutter? Wer sind meine Brüder?“

Bei dem Worte Mutter erwachte Babel wie aus dem Traum: „Die Mutter läßt Dich grüßen,“ sagte er; „es geht ihr gut. Sie möchte auch gern wissen, wie es Dir geht. Was soll ich ihr schreiben?“

„Schreibe ihr,“ antwortete Milada, unterbrach sich jedoch und richtete einen um Erlaubnis bittenden Blick auf die Oberin; erst als diese zustimmend genickt, begann sie wieder: „Schreibe ihr, daß mein ganzes Leben nichts ist, als ein einziges Gebet für sie, und — noch für einen, unseren armen, unglücklichen Vater . . .“ ihre Stimme hatte sich gesenkt, nur erhob sie sich freudigen Klanges — „und auch für Dich, lieber, lieber Babel.“

Babel murmelte etwas Unverständliches, seine Augen begannen unerträglich zu brennen; plötzlich ließ er Miladas Hand aus der seinen gleiten und trat einen Schritt zurück.

Sie fuhr fort: „Der Allbarmerzige hat mich erhört, er hat Dich gut werden lassen . . . nicht wahr? . . . sprich, lieber Babel, sag ja, Du darfst es sagen — es ist ja ein Werk Seiner Gnade. Sag, ich bitte Dich, daß Du gut und brav geworden bist . . . Babel, lieber, bist Du gut und brav?“

Er senkte den Kopf, gepeinigt durch ihr Flehen, und sprach: „Ich weiß es nicht.“

„Du weißt es nicht?“ fragte Milada, und als er schwieg, rief sie mit aufsteigender Besorgnis die Oberin an: „Er weiß es nicht — ehrwürdige Mutter, wie kann das sein?“

Die Oberin sah Vangigkeit und Unruhe sich in den Zügen der Novize malen, sah ihre bleichen Wangen sich mit immer dunkler werdender Röte färben und versetzte beschwichtigend: „Es kann wohl sein. Er hat Dir eine schöne Antwort gegeben, die des Bescheidenen, der seinen Wert nicht kennt. Wir kennen ihn; wir wissen von den Fortschritten, die Dein Bruder auf dem Wege des Heiles macht. Darum auch durste er seinen Auftrag selbst bestellen und den Deinen selbst einholen. Es ist geschehen und nun, liebe Kinder, sagt Euch Liebewohl.“

Babel seufzte tief auf: „Jetzt schon?“ und zugleich und mit derselben Bestürzung drangen aus Miladas Mund dieselben Worte. Aber nur ein kurzer Kampf, und dem unwillkürlichen Schrei des Herzens folgte der Ausdruck der Ergebung in fremden Willen, und sie sprach:

„Lebe wohl, Babel.“

Ihr frommer Gehorsam wurde belohnt, die Oberin lächelte gütig: „Du kannst auch sagen, auf Wiedersehen.“

„Bei meiner Einkleidung,“ fiel Milada begeistert ein, „zu meiner Einkleidung wirst Du kommen, das darf man . . . Nicht wahr, ehrwürdige Mutter, man darf — er darf . . . und ich,“ setzte sie nach kurzem Besinnen demütig hinzu, „darf ich noch eine Frage an ihn stellen?“

„Frage!“

Milada, die schon im Begriffe gewesen war, der Oberin zu folgen, wendete sich wieder Babel zu: „Lieber, hast Du allen verziehen, die Dir Böses getan haben?“

Er sah die gespannte, bebende Erwartung, mit der sie seiner Antwort lauschte, er prüfte sein Herz und sagte: „Einigen schon.“

„Du mußt aber allen verziehen; sie sind ja Werkzeuge Gottes, die Dich zu ihm führen durch Prüfungen. Verzeih ihnen, liebe sie, versprich es mir . . .“

Sie beschwor ihn mit einem Angestium, der an die Milada früherer Tage gemahnte. „Versprich's, mein Babel; wenn Du es nicht tust, muß ich leiden,“ flugte sie, „es ist ein Zeichen, daß ich noch nicht genug getan, gebetet, geküßt habe.“

„Ich verspreche es,“ rief er überwältigt und streckte seine Arme nach ihr aus.

„Dank,“ hörte er sie noch sagen. „Dank, lieber, lieber Babel,“ und alles war vorbei, die Lichterscheinung entglitten. Die Oberin hatte Milada mit sich fortgezogen, er war allein.

Bald darauf öffnete die Pförtnerin die Tür und blieb an derselben stehen, die Klinke in der Hand. Babel leistete ihrer stummen Aufforderung Folge, er trat in die Halle, er trat ins Freie.

16.

Babel schritt langsam über den Platz, der ihm einst einen so großen Eindruck gemacht und für dessen Herrlichkeiten er heute keinen Blick hatte. Das Glücksgefühl über das unerwartete Wiedersehen mit Milada zitterte noch eine Weile in ihm nach, wich aber bald einer jede andere verdrängenden Empfindung qualvoller Besorgnis und füllte seine Seele mit Leid und mit Reue.

Er hätte sich nicht fortweisen lassen dürfen, wie er es in feiger Schüchternheit getan; er hätte bleiben und der Frau Oberin sagen sollen: „Mir bangt um meine Schwester; sehen Sie nicht, daß sie sich verzehrt in Arbeit, Gebet und Buße?“ — das wäre seine Pflicht gewesen, wohl auch sein Recht. — Der Gedanke, einmal gefaßt, und sogleich ward er auch zum Entschluß. Babel kehrte nach dem Kloster zurück und zog an der Glocke.

Die Tür öffnete sich nicht, aber an einem in derselben angebrachten kleinen Gitter wurde ein Auge sichtbar; die Pförtnerin fragte nach dem Begehr des Schellenden, und auf Babels Antwort kam der Bescheid, die Frau Oberin sei nicht zu sprechen. Die Klappe hinter dem Gitter schloß sich.

Was tun? Pochen, stürmen, den Einlaß erzwingen, auf die Gefahr hin, den Unwillen der frommen Frauen auf sich zu laden? . . . Und wenn dies geschah — wer würde für Babels Vergehen büßen, mehr büßen wollen als müssen? — Milada. Er wußte es wohl und trat von neuem seine Wanderung an.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

„Die Rüfi.“

Von Ernst Viktor Tobler.

Meine Berginsiedelei ist ein klein wenig schwer zugänglich und abgelegen. Dies bringt keine Nachteile mit sich, die aber für mich so belanglos sind, daß ich gar nicht davon zu sprechen brauche. Hingegen soll man von den Vorzügen einiges hören. Nicht der geringste ist der, daß man nur von wenigen beneidet wird. Die Aussicht freilich, die mir mein Studierstübchen im Giebel eines sonnig gebräunten, rebenumsponnenen Prättigauer Häuschens spendet, möchte manchem gefallen. Es ist der lieblichste Ausblick, den ein engeres Tal, wie das Prättigau, überhaupt bieten kann, und eine noch lächelndere Umgebung ist auch kaum denkbar.

Das bodenständige, fremdliche Holzhaus sämigt sich an den Rand einer wie eine grüne Mäusel in den steil ansteigenden Berg eingeschnittenen Wiesenterrasse, von der aus der Blick das Tal völlig beherrscht. Wenn hier ein rechter Freund der Natur sich niederläßt, um diese stille Herrlichkeit eine Woche zu genießen, wird er bald zu der Erkenntnis kommen, daß er auch Monate und Jahre schauen könnte, ohne die Lust daran einzubüßen. Denn je länger man hinsieht, desto wonniger und unbegreiflicher will einem dies Bild des Friedens in seinem traumhaften Duft vorkommen.

Reizender noch als der grüne, luftdurchglänzte Talgrund muten die an Hängen verstreuten und aus Obsthainen blügelnden Wälder und Höfe an, dann das stattliche Dorf Schiers mit seinem zwiebelbekrönten Turm und den alterdramen, malerischen Häusern, deren sich weich ins Bild schmiegende Schindelbedachung immer mehr durch die feuerfesteren, aber aufdringlichen Dachziegel verdrängt wird. Hinter dem Dorf steigen steile, am Fuß mit herrlichen Buchen, weiter oben mit ununterbrochenen Tannen- und Lärchenwäldern bestandene Berge bis in die wohnige Alpenregion an. Den eindrucksvollen Abschluß des Tales bildet von meiner Seite her ein fast immer schneebedecktes Felsgebirge, die stolze, formensöhne Casanna. Dieser soletten Schmeichlerin schreibe ich fast noch mehr die Schuld zu, daß ich das Wandern in den Bergen nicht lassen kann, als dem Churer Talanda und dem wilden Gejache der grauen Hörner, deren Schönheit ich von meiner Behausung aus ebenfalls genießen kann.

Dies ist der Ort, wo ich alljährlich mit freudiger Spannung zusehe, wie die täglich erstarkende Sonne den Winterkältee weglüht und die ersten Weiden hervorbricht. Hier erwarte ich das Grün der Lärchen und der Buchen, das Blühen der Kirschen, Zwetschen- und Apfelbäume, verjense mich mit Behagen in eine fatte Sommerherrlichkeit, frohlocke in dem reichen Segen des Herbstes und seinen freudigen Farben und begrüße endlich nach vielen goldenen Novembertagen dennoch mit Freuden den Winter, der

eines Morgens blühend und nicht als guter Freund in unserm Tal erscheint.

Wie ruhig es hier oben ist! Fremde Gesichter tauchen nur selten bei uns auf, und auch die Einheimischen, die auf dem steinigem Bergweg täglich vorüberkommen, sind gar leicht zu zählen. Aber totensill ist's dennoch nicht. Etwas regt sich beständig. Je nach der Stimmung käufelt oder rauscht hinter dem Hause der schöne Buchenwald, mein lieber Freund. Ein frischer Quell sprudelt unmittelbar aus dem Berge seinen reichlichen Segen in einen mit malerischem Grünzeug untrankten Steintrog. Der Obsthain, der das Haus so annutsvoll umgibt, ist beinahe das ganze Jahr hindurch belebt vom Jubel zahlreicher Singvögel, die hier ein ungestörtes Dasein genießen; und ein ganzes Heer unermüdlicher Grillen, Käfer, Bienen und Fliegen lieft an sonnigen Tagen in den blumigen Wiesen dem bunten Schmetterlingsvolk die lustige Valse. Vom fernen Dorf tönt Stundenschlag und Glockenläuten zu uns. Aber noch mehr bestimmend für unsere Zeitrechnung sind die Eisenbahnzüge in der Rätischen Bahn, die unten im Tal dahinrollen. Wie gerne sieht man zu dem Weltverkehr hin, der einen so wenig belästigt, wie uns das gesamte Bahnwesen des Prättigaus.

Fast hätte ich unsern Haupttruhstörer vergessen. Es ist dies ein gewöhnlich unscheinbarer Bach, der sich kaum 300 Meter unter dem Haus aus einer engen Felsenschlucht drängt. Sein Rauschen vereint sich mit dem des viel bedeutenderen, aber auch ferneren Talwassers, der Landquart, zu einer von mir zwar kaum mehr beachteten, und dennoch am fremden Ort oft sehr vernünftigen Musik.

Von diesem Bach möchte ich heute erzählen. Ich schätze ihn sehr, denn ihm verdanke ich manche stillerergnügte Badestunde.

Wer einen Wald oder einen Bach, oder wie ich gleich beides, in der Nähe seines Hauses hat, der weiß die warmen Sommertage ganz zu würdigen. Das scheint mir erst die richtige Sommerfrische zu sein, wo man in paradiesischer Bekleidung den halben Tag im Walde oder am Bach liegen und in der löstlichen Sommerwärme schmelzen mag, die einem in solcher Verfassung nur Wohlthat, nicht Unbehagen bedeutet.

Zum Schwimmen bietet mein Bach keine Gelegenheit, bewahre! Ich bin ja schon zufrieden, wenn er mit seinen klaren, milden Fluten ein kleines Felsenbassin auszufüllen vermag, in dem ich dann wie in einer Badewanne sitzen kann und mir den gesamten Bach erquidend von oben munter über Kopf, Nacken und Schultern sprudeln lassen kann. In einem besonders trodenen Sommer ist mir der Kerl nämlich schon ganz weggeblieben, gerade als ich seiner am nötigsten bedurft hätte. In dieser Hinsicht war er im Jahre 1909 zuverlässig. Nur über seine artische Temperatur hatte ich damals zu klagen. Endlich schien er sich bessern zu wollen und ich ließ mich mehrere Male zur Nachmittagsstunde mit eingestreuten Wadenerfrischungen in die Schlucht hineinköden. Ist mir auch gut bekommen und soweit alles überaus idyllisch verlaufen. Aber man soll hören, wie sich die Idylle plötzlich in einen Kriegsschauplatz verwandeln kann.

Wenn ich mitunter meinen Besuchern erzähle, daß der kleine Bergbach ein unglaublich wilder Teufel sein kann, belächeln sie „verständnisvoll“ mein Jägerlatein. Aber dann bitte ich sie, mir gefälligst zu sagen, woher der ungeheure Schutt- und Geröllhaufen stammen möchte, der sich von der Schlucht weg in etwa kilometer langer Ausdehnung quer ins Tal hineindrängt, wenn nicht von diesem Bach, und wofür die langen, starken Dämme im Tal und das mächtige Schwellwehr am Ausgang der Schlucht errichtet sein könnten. Und erzähle ihnen, wie nach Gewittern, langen Regengüssen und zur Zeit der Schneeschmelze große Steine mit dem Wasser herunterpoltern. Eine Rüfi jedoch, dieses gefährlichste Ungeheuer, das sich zum Glück durchschnittlich nur alle fünfzehn Jahre einmal aus der Schlucht stürzt, konnte ich bisher nicht aus eigener Anschauung schildern. Nun aber habe ich die schöne Bestie mit eigenen Augen geschaut.

Was eine „Rüfi“ ist? Man wird es gleich aus meiner Erzählung hören!

Es war ein gar nicht heißer oder schwüler Nachmittag, und darüber zufrieden, sah ich eifrig an meinem Schreibtisch und bemerkte nur, zuweilen einen Blick ins Grüne hinauswendend, daß ein Regen im Anzuge war. Bald hörte ich die ersten schweren Tropfen ins Blätterdach der Obstbäume klatschen und eilte, die zur Durchsponnung auf der Wiese liegenden Betten rasch unter Dach zu bringen. Noch war diese Arbeit nicht beendet, als ein Gewitterregen mit aller Kraft einsetzte und nicht enden zu wollen schien. Zuerst galt meine Aufmerksamkeit dem rauschenden Regen, dem tief herabhängenden Gewölk und den zudenden Blitzen. Dann aber zog der Bach mein Augenmerk ganz auf sich. Denn das war im Ru sein Bach mehr, sondern ein wilder, tödlicher, brüllender Strom, dessen vom Wüdnerschleier schwarze Fluten im Wirbelsturm vorbeijagten und alles ohne Erbarmen mit sich rissen, was sich ihrem beständig wechselnden Lauf entgegenstellte. Wie mächtige Rappen bäumten sich die gewaltigen Wogen an den Dämmen auf, und jede riß einen Stein, einen Busch, ein Stück Erdreich mit sich. Dies beobachtete ich des starken Regens wegen mit dem Feldstecher. Ramentlich wollte ich sehen, wie es unferer erst im letzten Herbst erstellten Brücke ergehe. Unser Liebling, dessen Kommen wir längst ersehnt hatten, hielt sich tapfer in dem Graus: das Mauerwerk wich und wankte nicht, trotz des Unpralls von Wogen und Steinen.

Aber was kommt nun, fragte man sich mit Wajgen? Denn

das Brüllen des Stromes hatte sich jäh in ein gewaltiges Donnern verwandelt. Ein kleiner Berggrat mußte sich hinten in der Schlucht, die für die niederstürzenden Regenmassen gewissermaßen als Sammeltrichter wirkte, aufgelöst haben. Die Klüfte war in Bewegung. Man hörte es: Millionen von großen und kleinen Steinen rollten, von der Riesenfürche des Stromes gedrängt, mit ihm zur Schlucht heraus, daß der Boden dröhnte und unser entferntes Haus wie ein Fieberkranker zitterte. Nur durch Schreien vermochte man sich im Hause zu verdingen, so groß war das Getöse. Es war, als ob die Hölle losgelassen wäre.

Ich mochte mein Glas nicht von der Brücke wenden. Jetzt kam's daher, gräulich anzusehen, ein Riesenugetüm, das einen erschauern machen konnte, auch wenn man völlig in Sicherheit war: ein großer, ungestalteter, sich bewegender und beständig verändernder Berg aus Schlamm, Wasser, Geröll und Felsen. Nicht langsam kam's, nein, in rasendem Lauf wie ein scheuendes Roß und trug auf seinem Rücken seine schreckliche Deute. Ganze Lannen eilten vorüber. Jetzt schwamm ein großer Felsblock oben an in dem schwarzen Schlammbrei — vorbei, vorbei — Erlengehölz, Baumstämme, Bretter, Wurzelwerk, — vorüber, rasch vorüber, denn hinten drängt noch viel anderes nach. Wann sollte dieser Höllenbrodel ein Ende finden?

Nun rannte der Berg auf die Brücke los. Sie erzitterte, von den höchsten Stämmen, die mitführen, berührt, in ihren Grundfesten, und für einen Augenblick schien es, als sei sie schon weggesetzt, denn sie war in eine Schaumwelle völlig untergetaucht.

Aber der lebendige Berg hatte inzwischen unter ihr seinen Weg gefunden und die Brücke triumpfieri noch. Die Klüfte schwoll indessen noch höher an, wachte über die Brücke hin und legte das eiserne Gefänder um, als wären es nur Hündchölzchen. Die Brücke sah ich noch wanken, dann verschwand sie in dem Gedröh der Hölle. Was konnte man daran, wie Felsen, Bäume, schwere Holzblöcke an ihrer Stelle umgehinderter Durchzug fanden, erkennen, daß keine Brücke mehr da war. Es war vielleicht das größte Glück, denn hätte sie der Klüfte länger Widerstand geleistet, so würde diese wahrscheinlich in die Gemeindefelder und gegen das Schierfer Dorf hin ausgebrochen und hätte bedeutenden Schaden angerichtet. So hielt sich der Schuttstrom wenigstens an sein geräumiges Gebiet, das er von Grund aus umwälzte. Zurückbar genug sah es da aus, an vielen Orten nicht mehr zum Erkennen.

Am gleichen Tage beruhigte sich der Daß nicht mehr, der Regenguß war zu heftig und anhaltend. Jedoch am nächsten Morgen sah er wieder so still, hellhängig und heiter aus, als wäre nichts geschehen. Aber das große Schwellwehr oben an der Schlucht hat er weggerissen, die Schlucht hinter dem Wehr mindestens vier Meter hoch mit grobem Geröll ausgefüllt, an anderen Orten fast ebenso viel weggespült, den Dämmen hat er stark zugelegt, Erlengruppen seines Reviers mitsamt ihrem Boden nach ganz anderen Orten getragen. Brückenteile kann man fünfhundert Meter unterhalb der Unglücksstelle im Geröll halb vergraben vorfinden. Die langen eisernen T-Balken haben freilich eine weniger weite Reife gemacht.

Nichtete auch das Geröll sonst keinen weiteren Schaden an, so überschwemmten die gewaltigen Wassermassen weiter unten in der Talebene, wo sie die Steine hinter den Dämmen abgelagert hatten, zahlreiche Wiesen und bedeckten sie mit einer zähen Schicht von Letten, daß wohl nicht mehr viel zu ernten übrig blieb.

Aber es gibt kein Unglück, aus dem nicht etliche Nutzen zögen. Wie manches Kloster Holz unten am Damme zusammengetragen wurde, weiß ich nicht, doch sah ich wochenlang viele Menschen mit Werten und großen Waldsägen die unten angeschwemmten Bäume und Blöcke zerkleinern und auf mancherlei Fahrzeugen nach Hause schaffen zur erwünschten Bereicherung der häuslichen Holzvorräte, nicht zu reden von all' den jungen Sammlern, die sich des kleineren, arg zerschundenen und entrindeten Holzes annahmen. Ebenso mußten wochenweise Tagelöhner zur provisorischen Ausbesserung des Schadens aufgeboten werden, die auf diese Weise wieder vielleicht ungeahnter Verdienst fanden.

Und schließlich gehöre auch ich zu den Ausbeutern des Schadens, denn nicht um viel möchte ich mich trennen von dem bedeutenden Eindruck, den das gewaltige Naturchaufpiel auf mich gemacht hat. Einen Hauptdämon der Berge habe ich am Werk gesehen, die Ohnmacht des Menschen ihm gegenüber gefühlt.

Erst jetzt verstehe ich die gewaltige Erstordnung auch geringer Gebirgswasser ganz und sehe mir jede Klüfte (so nennt man in Graubünden überhaupt jedes Aufschießgebiet und die Geröllgebiete der Wildwasser) mit ganz anderen Augen an. Jetzt bin ich auch instande, mir ein lebendiges Bild zu machen, wenn ich von Verheerungen durch Wildwasser in der Zeitung lese. Das ist weit fürchterlicher als ein Hochwasser, eine Ueberschwemmung in der Ebene, so fürchterlich, daß ich im Vergleiche nie in der unmittelbaren Nähe auch nur des kleinsten Wasserzuges wohnen möchte.

Die Bedeutung der Bakterien im Magendarmkanal.

Von Dr. med. L. Reinhardt.

Von der Fülle der mit den verschiedenen Speisen und Getränken in das Darmrohr gebrachten Bakterien machen wir uns

keine Vorstellung. Ihre Zahl beträgt täglich viele Millionen. Die Mehrzahl von ihnen aber wird im Magen durch die Salzsäure zerstört, und nur die widerstandsfähigeren Arten, besonders die Sporen oder Dauerzustände, passieren den Magen lebend, werden aber mit dem raschströmenden Dünndarminhalt in verhältnismäßig kurzer Zeit in den Dickdarm abgeschoben, wo allerdings sehr günstige Bedingungen zu ihrer Vermehrung vorhanden sind. So kann es uns nicht verwundern, daß hier eine rege Bakterienflora zu finden ist, so daß wir täglich etwa 126 Billionen Bakterien mit dem Stole ausscheiden. Allerdings sind von ihnen nach den neuesten Untersuchungen nicht weniger als 99 Proz. in ihrer Entwicklung gefehmt oder bereits abgestorben und nur 1 Proz. ist lebenskräftig, so daß sie sich auf einem ihnen günstigen Nährboden weiter entwickeln. Dieses Absterben der weitaus meisten Bakterien erfolgt durch die von den Bakterien selbst ausgeschiedenen Genußstoffe, Autotoxine genannt, die an Giftigkeit selbst die Karbolsäure überbieten. Und zwar scheiden das kräftigste Gift von allen die Colibazillen aus, die dadurch die Vorherrschaft über die anderen Mitbewerber erlangen. Infolgedessen herrschen sie um so mehr vor, in je tiefere Darmabschnitte der Kot gelangt. Durch sie wird wesentlich eine Eiweißfäulnis bewirkt, die dem Stole durch die dabei entstehenden Zersetzungsprodukte wie Indol, Phenol, Skatol, flüchtige Fettsäuren, aromatische Säuren, Ammoniak, Methan, Schwefelwasserstoff und Methylmercaptan den unangenehmen Geruch verleiht. Im Dünndarm dagegen werden fast nur Gärungen ausgelöst, wodurch vorwiegend die Kohlehydrate der Nahrung unter Bildung von Milchsäure, Essigsäure, Bernsteinsäure und Methylaldehyd zersetzt werden. Durch diese Bakteriengärung wird die Verdauung der Pflanzstoffe für den Menschen wesentlich begünstigt, indem dabei die für die Verdauungsfäfte unangreifbare Zellstoffhülle gelöst und dadurch der meist aus Stärkemehl bestehende Zellinhalt für die Verdauung ausnützlich gemacht wird. So verschwinden beispielsweise aus jungen Gemüsen bis zu 40 Proz. Zellulose durch die Tätigkeit der Dünndarmbakterien.

Bei der Anzahl von Bakterien sind natürlich Schutzvorrichtungen im Körper getroffen, die die Epithel(Oberhaut)zellen des Verdauungstrahes vor ihrem Eindringen schützen. Aber nur gesunde Epithelien der Schleimhaut vermögen die andrängenden Bakterien mit Erfolg abzuwehren; geschwächte und kranke dagegen werden von ihnen bald überwältigt und sterben ab. In die dabei entstehende Lücke werfen sich aber alsbald die weißen Blutkörperchen als die vorsorglichen Schützer des Körpers, um den Feind, der durch die entstandene Breche einzudringen versucht, abzuhalten. Dabei gelingt es ihnen, durch Ausscheidung von Giften, die die Bakterien zum Absterben bringen sollen und auch meist zum Absterben bringen, den Körper vor der Invasion der schädlichen Feinde zu bewahren, indem sie sich dabei aufopfern und durch die von den Bakterien ausgeschiedenen Gegengifte zugrunde gerichtet absterben. Der nächste Schutzwall, der die Bakterieninvasion im Falle des Nichtgelingens durch die sich vordrängenden weißen Blutkörperchen verhindert, sind die Lymphdrüsen, die jene erzeugen. Diese sind mehrfach hintereinander gelagert und müssen durchbrochen werden, ehe der Körper seinen Feinden preisgegeben ist.

Dieser durch die Unversehrtheit der Epithelzellen bedingte Selbstschutz des Darmkanals ist am stärksten ausgebildet im Dünndarm, wo demgemäß auch die wenigsten Bakterien nachweisbar sind. Erst wenn in diesem Darmabschnitt eine stärkere Stauung des Inhalts eintritt, vermögen sich die verhältnismäßig wenig zahlreichen hier normalerweise vorhandenen Bakterien stärker zu vermehren und durch die von ihnen ausgeschiedenen Gifte die Schleimhautzellen zu reizen. Diese antworten durch vermehrte Ausscheidung von Gegengiften und Schleim, auch Blutwasser, welches letzteres den Inhalt verdünnt. Dabei wird der Darminhalt durch vermehrte turmsförmige Bewegungen des Darmes schneller als sonst von den angegriffenen Teilen weitergeschoben. Dieser Prozeß pflanzt sich fort in den Dickdarm, der durch denselben Vorgang den noch nicht eingedickten Kot in Form von diarrhöischen Stühlen hinaus schafft. Diese stinken weit mehr als normaler Kot, weil darin eine starke Entwicklung von die Eiweißfäulnis bewirkenden Bakterien stattfindet. Dabei entstehen starke Gifte, sogenannte Stomaine, die, vom Körper resorbiert, in hohem Maße schädigend auf ihn einwirken.

Alle stärkeren Durchfälle hemmen und schwächen nun die physiologischen antibakteriellen Schutzkräfte im Dickdarm, indem sie die obligaten, dem Menschen angepflanzten und ihm nützlichen Darmbakterien in ihrem Gedeihen behindern oder sie selbst und ihre bakterienstörenden Stoffwechselprodukte teilweise oder gänzlich fort schaffen. Daß der Mensch eine gutentwickelte physiologische Darmflora, zumal eine kräftige Masse von Colibazillen (gutarige Darmbazillen) habe, ist ein sehr wertvolles persönliches Schuttmittel für ihn, indem dadurch die Darmfäulnis eingedämmt und der Kampf gegen eindringende Krankheitserreger aufgenommen wird. Diese persönliche Masse von Colibazillen sind durchaus unschädlich, so lange sie im Darne verbleiben. Zwischen ihnen und den Epithelzellen des Dickdarms hat sich eine regelrechte Symbiose oder Lebensgemeinschaft ausgebildet, und der Organismus ist durch Gewöhnung und Anpassung an die Produkte seiner Darmbakterien immun, d. h. gefestigt geworden. Deshalb wirkt auch das Blutserum auf solche Kulturen von Colibazillen agglutinierend (zusammenhebend), die aus dem Darne desselben Individuums stammen, nicht aber auf Colibazillen anderer Herkunft. Diese eigenen Colibazillen, an die sich der Körper gewöhnt hat, können niemals, wie

französische Autoren annehmen, für ihren Träger bösartig werden und ihn gelegentlich krank machen, sondern es sind stets andere Arten, die solche Wirkung ausüben. Unter solchen ihnen sehr nahe verwandten Formen sind als besonders bösartig die Bakterien der Kälberruße, der Schweine- und Wildseuche, der Fleischvergiftung und andere zu nennen. Auch in der Milch können den Kindern solche giftige Colibazillenarten zugeführt werden, die bösartige Diarrhöen verursachen. Das ist aber nur bei künstlicher Ernährung mit artfremder Milch möglich, nicht aber bei Ernährung mit der betreffenden Muttermilch. Die Mutter nämlich, sei es Tier oder Mensch, hat in ihrem Blute Schutzstoffe für die wichtigsten unter den Darmbakterien, das Bacterium coli und Bacterium lactis aerogenes u. a., die es in seinem Dickdarm als Mitbewohner beherbergt. Diese gehen nun, da die Albumine und Globuline des Blutes die gleichen sind, in die Milch über und schützen den Säugling vor der schädigenden Wirkung der betreffenden Bakterien, an die sich sein Organismus noch nicht gewöhnt hat. Dies ist sehr nötig, da sein Darm sehr wenig widerstandsfähig ist und auf alle Gifte stark reagiert und durch sie geschädigt wird. Solange es die Muttermilch erhält, ist es gegen solche Schädigungen immun, d. h. gefeit, da die damit aufgenommenen Antikörper durch die Verdauung nicht zerstört werden, sondern unverändert durch die Darmwand des Säuglings in dessen Säftemasse übergehen. Durch das Kochen der Milch werden aber diese Schutzstoffe vollkommen zerstört, ganz abgesehen davon, daß dadurch die Milch verdorben und hochgradig entwertet wird; denn sie ist eine lebende Flüssigkeit, die durch das Sieden abgetötet und mindwertig gemacht wird.

Die Bekämpfung der abnormen Gärungs- und Fäulnisprozesse mit sogenannten antiseptischen Mitteln, wie sie immer wieder von der chemischen Industrie angepriesen werden, hat immer wieder enttäuscht, so daß sie heute mit Recht in Mißkredit steht. Das darf auch nicht wundernehmen, denn es ist ein Ding der Unmöglichkeit, den Darmlanal zu desinfizieren. Auf einige Millionen oder sogar Billionen Keime mehr oder weniger kommt es ja gar nicht an. Viel aussichtsreicher ist der Versuch, nachweisbar gutartige Pilze im Dickdarm anzusiedeln und dadurch weniger gutartige zu verdrängen, wie dies neuerdings mit dem Joghurt oder der bulgarischen Dickmilch geschieht, die dadurch berühmt wurde, daß ihre Konsumenten durchschnittlich ein überaus hohes Alter erreichen. Während nämlich unter den 64 Millionen Bewohnern Deutschlands nur 71 hundert Jahre oder darüber alt werden, finden sich in Bulgarien, wo der Joghurt ein beliebtes Nahrungsmittel ist, bei nur vier Millionen Einwohnern nicht weniger als 3800 Leute von hundert Jahren und darüber. Unter diesen letzteren erreichen nicht wenige ein Alter von 120 Jahren und sind dabei körperlich noch vollkommen tüchtig und sogar arbeitsfähig. Diese auffallende Tatsache zog die Aufmerksamkeit verschiedener Ärzte auf sich, die der Sache nachgingen und zum Schluß kamen, daß wirklich die Nationalspeise der Bulgaren, der Joghurt, die Ursache davon ist. Dieser Joghurt ist an sich schon dadurch außerordentlich nahrhaft, daß zu seiner Vereitung die Milch auf die Hälfte ihres ursprünglichen Volumens eingedickt wird. Dann werden in ihr durch Beschädigung mit dem Rest der letzten Sauermilch, sobald die Masse auf 45 Grad Celsius abgekühlt ist, die Bakterien bei gleichmäßig warmer Temperatur zur Vermehrung gebracht, wobei die Milch unter Ausscheidung von Milchsäure gerinnt. Bei der mikroskopischen Untersuchung des Joghurts findet man darin lange Stäbchen von geringer Beweglichkeit, die man als Majabazillen bezeichnet hat, dann einen meist einzeln auftretenden Doppellokus und einen zu 4 bis 10 Stück aneinander gereihten Kettenlokus. Diese geben bei 45 Grad Celsius am besten und sterben bei 70 Grad ab. Es darf also die Milch nicht zu heiß sein, wenn man das Bakteriengemisch hinzufügt. Alle drei Arten sind vollkommen unschädliche Sacharolyten, die vorzugsweise Milchsäure erzeugen. Sie verdrängen nun, in so großer Menge in den Darm eingeführt, die die Darmsäure bewirkenden Eiweißzerseher oder Proteolyten und heilen so meist rasch selbst sehr hartnäckige und chronische Darmkatarrhe, die auf keine andere Weise zu beeinflussen waren.

Die von ihnen ausgeschiedene Milchsäure ist an sich ein sehr wirksamer Stoff, um Eiweißgärung erzeugende Bakterien fernzuhalten und in ihrem Gedeihen zu hindern. So hat eine Enquete französischer Ärzte ergeben, daß regelmäßig in der Nahrung sehr langlebiger Menschen diese in Form von Sauermilch oder Sauertraut eine sehr große Rolle spielt. Diese Speisen sind also außerordentlich gesund und bekömmlich und in der Kost aller Menschen sehr zu empfehlen. Schon die Patriarchen der Bibel, von denen berichtet wird, daß sie ein außergewöhnlich hohes Alter erreichten, haben sich, wie die Vertreter der Hirtenvölker überhaupt, vorzugsweise von der sauer gewordenen Milch ihrer Herdentiere ernährt. Dazu wurde das aus allerlei Körnerfrüchten, besonders Gerste, hergestellte Brot und nur bei festlichen Anlässen Fleisch gegessen. Es wäre ja für die Hirten irrationell gewesen, ihre eigenen Herden durch zu häufiges Schlachten einzelner Exemplare zu dezimieren. So leisteten sie sich nur dann einen Vrat, wenn ein Fremdling ihre Hütte betrat und das Gebot der Gastfreundschaft ein außerordentliches Opfer heischte. Bei dieser Milchpflanzkost sind an Stelle der eine saulige Eiweißgärung bewirkenden Proteolyten die eine Kohlehydratgärung bewirkenden Saccharolyten an der Arbeit, die aus dem Milchzucker durch Wasser-

aufnahme und aus dem Traubenzucker durch Spaltung Milchzucker erzeugen, deren reichliche Anwesenheit im Darne durch Verhinderung der Fäulnis im Dickdarm sehr günstig auf das Allgemeinbefinden wirkt.

Für alle Leute, die eine auffallend starke Darmgärung mit Eiweißsäure, die sich durch stinkende Winde kundgibt, aufweisen, ist die längere Beobachtung einer vorwiegender Milchpflanzendiät unbedingt anzuraten. Dadurch wird viel schneller als durch Medikamente einem Prozesse ein Ende gemacht, der sehr ungünstig auf das Allgemeinbefinden wirkt und die körperliche und geistige Leistungsfähigkeit wesentlich herabsetzt. Ueberhaupt sei bei dieser Gelegenheit darauf hingewiesen, daß viele Menschen viel zu viel Fleisch, und dies dazu noch in viel zu scharf gewürzter Form genießen und sich damit großen Schaden zufügen. Ganz abgesehen davon, daß wir damit die sichere Grundlage zu Nicht schaffen, erleichtern wir damit die Ueberhäufung des Körpers mit giftigen Stoffwechselprodukten, die uns mit der Zeit unfehlbar krank machen und immer wieder die Parole ausgegeben: Eßt recht viel Obst und Gemüse, wie Mehlspeisen und Pflanzenkost überhaupt statt der teuren und nachteiligen Fleischspeisen, dann werdet ihr viel gesünder und leistungsfähiger sein und ein hohes Alter erreichen.

Kleines feuilleton.

Gaudivirtschaft.

Salat. Unsere Bezeichnung Salat stammt aus dem Italienschen her, wo man Insalate, das heißt Gesalzenes, die Mischgerichte von rohen Pflanzen, gekochten Wurzeln, Pilzen, Früchten, Fleisch oder Fisch mit Essig, Del und Salz nennt. Uralte ist die Verwendung von allerlei Grünzeug zu Salaten in der Küche aller Kulturvölker. Einer der ersten historisch bekannten Salateser war — wenn man Heinrich Heine glauben darf — der babylonische König Nebuladnezar, von dem die Bibel meldet, daß er Gras aß wie ein Ochs.

Der bekannteste aller grünen Salate ist der Kopfsalat oder Lattich, der für die kommende Zeit eine ebenso angenehme wie gesunde Bereicherung des täglichen Tischs bietet. Seinen erfrischenden Wohlgeschmack verdankt der Salat seinem Gehalt an organischen Säuren und einem bitterlich-aromatischen Stoffe, der in dem Milchsaft der Pflanze vorhanden ist. Von erfahrenen Diätetikern wird häufiger Genuß von Salat als Zukost warm empfohlen. Er wirkt appetitanregend, verdauungsbefördernd und Blut kühlend in der warmen Jahreszeit. Leider liegt es mit der rationellen Vereitung des Salats — so einfach diese auf den ersten Blick erscheinen mag — bei uns in Norddeutschland sehr im Argen. Allgemein wird hier in Wirtschaften und auch in den meisten Familien der Kopfsalat in einer langen Urthe angeordnet, in deren Säure jede Spur von dem Eigengeschmack des Salats untergeht. Ein solcher Salat ist auch nicht zuträglich für die Gesundheit. Bei der Vereitung eines schmackhaften und bekömmlichen Salats sind folgende Grundregeln zu beachten: Der Salat muß möglichst frisch sein. Niemals darf er längere Zeit im Wasser liegen und auslaugen. Er muß sauber gewaschen und danach in einem Siebe möglichst trocken geschwenkt werden. Die Blattrippen wegzurufen ist Verschwendung; jung und zart sind sie sogar von besonderem Wohlgeschmack. Das Anmachen des Salats geschieht erst kurz vor dem Anrichten. In Frankreich wird es vielfach erst bei Tische von dem Hausherrn vorgenommen. Nach einem alten Sprichworte gehören zur Vereitung des Salats vier Personen: ein Verschwender, der das Del, ein Geiziger, der den Essig, ein Weiser, der das Salz hinzufügt, und ein Narr, der alles durcheinander rührt. Zuerst hat der Weise in Funktion zu treten, der den Salat mit Salz und nach Gefallen noch mit Kräutern würzt. Schnittlauch, Petersil, der dem Salat einen feinen Gurkengeschmack verleiht, Petersilie, Esdragon, Dill oder Kerbel eignen sich hierzu. Mancher liebt auch einen Zusatz von etwas Zuder. Dann ist der Salat mit dem Del zu mischen, das die Blätter mit einer feinen Fettschicht überzieht. Olivenöl, das wohlfeilere Erdnußöl, das in den deutlichen Kolonien gewonnen wird, sowie frisch geschlagenes Rohnöl sind hierzu geeignet. Zum Schluß erst wird Essig untergemischt, hält man diese Reihenfolge in der Mischung des Salats inne, so nehmen die Blätter fast die ganze Flüssigkeit auf. Da Essig nicht immer in einwandfreier Qualität zu haben ist, — er enthält oft Rahmpilze und Essigäthlen — empfiehlt es sich, ihn vor der Verwendung aufzulösen und erkalten zu lassen. Er muß nach Bedarf verdünnt werden. Noch besser ist es, Zitronensaft zu verwenden.

Kopfsalat mit saurer Sahne. Hierzu nimmt man dicke saure Sahne statt des Dels und fügt außer Essig oder Zitronensaft noch Zuder nach Geschmack hinzu.

Spekialsalat. Würfelig geschnittener Rauhsped wird angebraten; die Grieben entfernt man. Dann werden Essig und Salz, nach Belieben auch ein wenig Mostich hinzugesetzt und aufgekocht. Noch heiß wird die Flüssigkeit unter den mit Kräutern gewürzten Salat gemischt, der nun sofort zu Tisch gegeben werden muß, da er längeres Stehen nicht verträgt. Die warm erhaltenen Grieben können auf den Salat gestreut werden. M. Kt.